

Erwiderung

auf die Flugschrift des Herrn

Oberpastors an der St. Petri-Kirche zu Riga,
Mag. Lütkens,

„An die Redaction der „Baltischen Monatschrift.“ Eine abgenöthigte Meinungsäußerung“

von

Edmund v. Heyking.

Motto: Ich hab auch viel mal rumort, aber daneben
das mehr teil gutes geschrieben ohne rumor;
Du kannst aber nichts denn schelten und
lestern. Doch lass her gehen Heber Bock, es
hilft bei Dir kein gutes suchen.

Dr. Martin Luther.

(An den Bock zu Leipzig.)

Der Ertrag ist zum Besten des Vereins gegen den Bettel bestimmt.

Riga.

Druck von Alexander Stahl, gr. Münchenstrasse № 11. 13.

1878.

Est. A-1221

Erwiderung

auf die Flugschrift des Herrn

Oberpastors an der St. Petrikirche zu Riga,
Mag. Lütkens,

„An die Redaction der „Baltischen Monatschrift“. Eine abgeenthigte Meinungsäusserung“

von

Edmund v. Heyking.

Motto: Ich hab auch viel mal rumort, aber daneben
das mehr teil gutes geschrieben ohne rumor;
Du kannst aber nichts denn schelten und
lestern. Doch lass hier gehen lieber Bock, es
hilft bei Dir kein gutes suchen.

Dr. Martin Luther.

(An den Bock zu Leipzig.)

43254

Der Ertrag ist zum Besten des Vereins gegen den Bettel bestimmt.

Riga, 1878.

Druck von Alexander Stahl, gr. Mönchenstrasse Nr. 11/13.

Erwidernng

Mag. Lükens

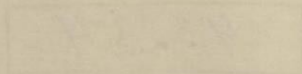
Mag. Lükens

Mag. Lükens

Mag. Lükens

Von der Censur erlaubt. Riga, 31. Juli 1878.

223056443



Der Ertrag ist zum Besten des Vereins gegen den Dattel bestimmt.

Riga, 1878

Man ist bei uns zu Lande gewöhnt, stets mit schuldiger Achtung und Aufmerksamkeit zuzuhören, wenn unsere Prediger, auch im privaten Gesellschaftskreise, über gewisse Dinge reden. Im politisch-socialen Leben unserer Heimath spielen die Pastoren eine so wichtige Rolle, ihre eifrige Mitwirkung in der communalen Arbeit ist eine so anerkannte Nothwendigkeit, dass selbst, wenn Jemand in den Dingen des speciellen Berufskreises des Pastors nicht mit ihm übereinstimmen sollte, es zum guten Ton in der baltischen Gesellschaft gehört, ihm nicht zu widersprechen oder gar einen Streit mit ihm anzufangen. Aber freilich gilt dieses gesellschaftliche Herkommen nur so lange, als der Pastor sich auf diese bestimmten Gegenstände in seinen Meinungsäußerungen beschränkt; hält er es für geboten, über andere Dinge zu reden, etwa über Sport oder Jagdfinten, so wird man ihm ebenso offenerzig widersprechen dürfen, falls es nöthig erscheint, wie anderen Menschen.

Im Hinblick auf diese altgewohnten Anschauungen gestehe ich, einigermassen erstaunt gewesen zu sein, als ich gewahr wurde, dass der Herr Oberpastor an der St. Petrikirche zu Riga eine Schrift in die Welt gesetzt und für 25 Kop. dem Publicum dargeboden hatte, deren Hauptgegenstand eine Novelle bildet, die ich im ersten Hefte der „Baltischen Monatsschrift“ veröffentlicht habe. Ich habe die Tragweite und die Bedeutung meiner kurzen Erzählung, die ich vor einigen Monaten in den Musesstunden meiner Berufsgeschäfte niederschrieb, in der That nicht eher gewürdigt, als bis ich in Erfahrung brachte, dass sie einen Oberpastor und Magister der Theologie aus dem Kreise seiner gewöhnlichen Wochengeschäfte aufzustören fähig gewesen war. Da dieses nun einmal geschehen ist, so muss ich mich wohl dazu verstehen, dem Herrn Oberpastor, wie gebührend, zu antworten.

Ehe ich aber zu dieser Antwort schreite, sehe ich mich genöthigt, eine kleine Präliminarfrage zu erledigen. Ich bemerke an meinem Gegner ein gewisses Rüstungsstück, das mir durchaus nicht den Anforderungen eines mit gleichen Waffen geführten loyalen Kampfes zu entsprechen scheint. Ich wünsche nicht, dass mein Gegner aus dem ehrwürdigen Kleide, das ihm für andere Zwecke verliehen wurde, einen Panzer gegen meine Angriffe mache, und noch weniger beabsichtige ich das Odium auf mich zu laden, dass ich etwas antaste, was ich, wie jeder brave Balte, stets zu respectiren willig bin. Ich halte es daher nicht für überflüssig, hier zu erklären, dass ich nichts mit dem Herrn Oberpastor der St. Petrikirche zu thun habe, sondern dass ich einfach mit Herrn Johannes Lützens rede, der einen litterarischen Streit mit mir vom Zaune zu brechen für gut befunden hat.

Sie richten, verehrenswerther Herr Lützens, Ihr Schreiben an die Redaction der „Baltischen Monatsschrift“ und thun, indem Sie mich bei dieser Redaction zu verklagen vorgeben, als wäre Ihnen das Verhältniss gänzlich unbekannt, in dem ich zur Redaction dieser Zeitschrift stehe. Sie ziehen mit dieser Fiction aus dem Ihnen wohlbekannten Umstande Vortheil, dass es mir nicht gestattet worden ist, die „Baltische Monatsschrift“ als Redacteur zu zeichnen; es ist das ein ganz gewandter Coup, dessen Vortheile für Ihre Fechterstellung ich vollständig würdige. Ich will auch nicht weiter untersuchen, ob eine solche Eskamotage — auf deutsch sagt man „Kniff“ — Ihnen gerade sehr gut zu Gesicht steht; wie Sie selbst richtig bemerken, und ich Ihnen zu bestätigen später hinlänglich Gelegenheit finden werde, gehen unsere Anschauungen, über das, was erlaubt und anständig ist, zu sehr auseinander, als dass ich hoffen könnte, in diesem Punkte eine Einigung zu erzielen.

Bedenklicher erscheint es mir jedoch, dass Sie gegen eine Anforderung verstossen, die man einem so streitlustigen Manne, wie E. H. W., gegenüber, doch wohl stellen könnte: dass er nämlich die Courage habe, zu sagen, was er eigentlich will. Sie geben vor, die Redaction der „Balt. Monatsschrift“ mit „vollster Offenheit“ vor mir warnen zu müssen, und hoffen zu einer friedlichen Verständigung hierüber mit dieser Redaction zu gelangen, weil die Novelle eine litterarische „Verfehlung“ — Ihr Wort, Herr Lützens, lassen Sie sich ein Erfindungspatent darauf ausstellen — in logischer, grammatischer und sprachlicher Hinsicht

ist. Lieber Herr Lütkens! immer hübsch aufrichtig! — Ich sehe mich genöthigt, Ihnen, ehe ich diese angeblichen, von Ihnen aufgefundenen sprachlichen etc. Fehler näher beleuchte, mit gleicher „Unumwundenheit“ zu erklären, dass diese „Fehler“ Sie durchaus nicht zum Schreiben veranlasst haben. Meine Novelle hätte ganz ungehindert noch zehnmal schlechter geschrieben sein dürfen, als sie es jetzt nach Ihrer Behauptung ist — wenn sie nur mit ihrer Tendenz auf einem gewissen Boden stände, den ich nicht näher zu bezeichnen brauche, auf den Sie aber bei Ihrer späteren Polemik gegen den „Zeitgeist“ ein erbauliches Dämmerlicht werfen, so hätte sie unangefochten oder gar mit Ihrer h. w. Sanction versehen, cursiren können. So aber, da Sie in der ganzen Tendenz der Novelle einen Ihnen höchst fatalen Zug entdeckten, da Sie Gedanken und Ansichten darin witterten, die sich Ihrer Autorität und Herrschaft gänzlich zu entziehen schienen — musste das grosse Anathema feierlich und, soweit es unsere dem Fluchen abholden Sitten gestatteten, kräftig ausgesprochen werden.

Aber warum haben Sie das nicht offen und ehrlich erklärt, warum haben Sie nicht unumwunden gesagt, dass Ihr väterlicher Späherblick eine Verletzung der Moral in meiner Novelle entdeckt und dass sie dieser Umstand in Harnisch gebracht habe? Sie hätten damit wenigstens den Schein wahren können, dass in der That nur das innere Pflichtgefühl Ihnen diese Meinungsäußerung abgenöthigt habe, dass Sie nur Ihres Amtes warteten, wenn Sie Ihre Heerde vor schädlichen Einfüssen bewahren wollten. Ja noch mehr, wenn Sie den Muth gehabt hätten, so zu reden, so wäre ein ernstes und in würdigem Tone gehaltenes Wort von Ihnen, wenigstens in manchen Stücken, für mich unangreifbar gewesen. Ich hätte Ihnen zugeben müssen, dass in der That manche Stellen in meiner Novelle leicht Anstoss erregen, dass andere bei einer Auslegung, wie sie dieselbe von Ihnen erfahren, leicht Missverständnisse hervorrufen können. Aber Sie vermieden das Gebiet, wo Sie mit Ehren als kompetenter Richter hätten auftreten können. Statt dessen hat es Sie gekitzelt, sich auf dem Felde des literarischen Klopffechters Lorbeer zu erwerben, und Sie haben Miene gemacht, für guten Styl, für regelrechte Ausdrucksweise, für Grammatik und Logik Ihr wackres Schwert zu ziehen. Es ist nun recht ergötzlich zu sehen, wie unter der blinkenden Ritterrüstung die schwarze Soutane des Moralpredigers überall hervorguckt.

Nachdem Sie erklärt haben, jeden Angriff auf meine sittlichen Ansichten als einen Principienstreit vermeiden zu wollen, und nachdem Sie im Text der S. 11 Ihrer Flugschrift versichert haben über meine „Symptome philosophischer Unbildung“ kein Wort verlieren zu wollen, um in den Anmerkungen die Schale Ihres Zornes desto ungehinderter auszuschütten, kommen Sie endlich auf das Gebiet, auf dem Sie mich am unfehlbarsten zu treffen meinen, auf das Gebiet der sprachlichen und logischen Gesetze und Regeln. Aber Sie halten es nicht lange auf diesem neutralen Boden, der uns Allen „gemeinsam“ sein soll, aus; Sie können es nicht lassen, mich gleich darauf gütigst zu ermahnen, ja doch eine „gründliche Revision“ meiner Anschauungen und Meinungen, — denen Sie, nicht ich, den Titel „Weltanschauungen“ zu verleihen belieben — vorzunehmen, und knüpfen daran noch einige andere, bei ähnlichen Gelegenheiten wohl schon oft gebrauchte, erquickliche Betrachtungen.

Ja, ja, Herr Lütkens: Niemand kann aus der eigenen Haut fahren! Aber dass doch nicht einmal Ihnen gänzlich „fremde Menschen“ vor Ihrem zudringlichen Wesen sicher sind!

Wenn ich Ihnen schon Ihr „unantastbares Recht“ nicht verkümmern will, über das, was ich der Oeffentlichkeit preisgegeben, Ihren Redefluss zu ergiessen, so sollten Sie doch wenigstens hinsichtlich meiner privaten Ansichten und Meinungen hübsch ruhig abwarten, bis ich Sie um Ihren Rath und Beistand ersuche.

Aber verlassen wir dieses Gebiet der allgemeinen Ansichten, auf dem ich mich allerdings nie der Täuschung hingeben konnte, mit ihnen auf gleicher Stufe zu stehen, und wenden wir uns zu dem Punkte, auf den Sie Ihre Attaque zu richten vorgeben. Lassen Sie sehen, Herr Lütkens, was Sie auf dem von Ihnen neu erkorenen Felde der literarischen Kritik zu Stande gebracht haben. Ich setze voraus, dass, so sehr Sie sonst im Vollbesitze eines entwickelteren Autoritätsbegriffes, als er mir zu Theil geworden, stehen mögen, Sie wenigstens in dem einen Satze mir zustimmen werden, dass man den Werth der Behauptungen, die Jemand aufstellt, allein darnach abmessen könne, wie stichhaltige Beweise derselbe für diese Behauptungen vorzubringen vermag. Ich fühle mich um so mehr gedrungen, diesen einfachen Satz in Erinnerung zu bringen, als Sie in der Aufstellung von Behauptungen, hinsichtlich meiner Novelle, eine wahrhaft gesegnete Fruchtbarkeit entfaltet haben, während es den Beweisen, die Sie vorbringen,

einigermassen schwer zu fallen scheint, dieser Massenproduction von Behauptungen nachzukommen.

Nachdem Sie S. 12 das Verdict ausgesprochen haben, die Novelle enthalte die auffälligsten logischen und grammatischen Fehler, führen Sie zum Beweise zunächst vier Ausdrücke an: „schnellfahrende Reiseerlebnisse,“ „hungrige Mahnungen,“ „wohlgesinnter Organismus“ und „dargestellte Actricen.“ Also, bester Herr Lützens: „dargestellte Actricen,“ und zwar in folgendem Satze: „Die auf der Bühne dargestellten Tänzerinnen und Actricen sind ebenso stark decolletirt, wie“ u. s. w. — ist falsches Deutsch; denn, sagen Sie in Ihrem wohlorganisirten Kopfe: man kann ein Stück darstellen, oder Begriffe, etwa durch allegorische Figuren, aber „darstellen“ im Sinne von „zur Schau stellen — das ist verwerflich und verdammenswerth. — Sagen Sie mir doch zuvörderst, wann haben Sie zum letzten Male die Bibel gelesen? ich meine die Bibel in der Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Der grosse Reformator, — er war es auch auf dem Gebiete der Sprache — hat nämlich das Unglück gehabt, mit einer wahren Vorliebe das Wort „darstellen“ in dem von Ihnen angefeindeten Sinne zu gebrauchen; so heisst es 1. Sam. 17, 16: „Aber der Philister (Goliath) trat herzu früh Morgens und Abends, und stellte sich dar vierzig Tage“ was doch wohl „zeigte sich“, „liess sich sehen“ bedeuten möchte; ferner: Hosea 2, 3: „auf dass ich sie zur Strafe nicht nackend ausziehe und darstelle wie sie war, da sie geboren ward.“ Röm. 14, 10: „wir werden Alle vor dem Richtstuhl C. dargestellt werden.“ Endlich lautet Luk. 2, 22 — dass Sie das nicht einmal wissen sollten, Herr Lützens — „brachten sie ihn gen Jerusalem, auf dass sie ihn darstellten dem Herrn“ und in der Capitel-Ueberschrift heisst es: C. Darstellung im Tempel — falls Sie das Wort hier auch im Sinne von „allegorisch darstellen“ gebraucht wissen wollen, so hätte ich vielleicht nichts dagegen, aber ich fürchte, Sie würden in solchem Falle leicht mit der in der protestantischen Kirche allgemein geltenden Auffassung in Conflict gerathen.

Sollten Sie aber Martin Luther in dieser Hinsicht nicht als Autorität gelten lassen wollen, so würden Sie sofort mit Lessing einen Streit zu bestehen haben, der sich also zu schreiben erkühnt: „Alles was man aus dergleichen Weigerungen, sich seinem Richter darzustellen, Nachtheiliges zu schliessen gewohnt ist, ist auch“

u. s. w. Goethe schreibt: „ich habe meine Verlegenheit abgelegt und stelle mich so ziemlich dar.“ Ist Ihr sprachliches Anstandsgefühl beruhigt, Hr. Lütkens? Wollen wir dann zusehen, ob Sie in Ihren anderen Aussetzungen glücklicher sind. „Hungrige Mahnung“ ist Ihnen ein Dorn im Auge. Sonderbarerweise schreibt trotz Ihrer unantastbaren Autorität H. Heine — der Kerl soll allerdings ein Jude gewesen sein — wie folgt: „so entstand in hungriger Geschwindigkeit, in bankrotter Begeisterung das Leben Napoleons“ (v. Walter Scott); Auerbach im Barfüssele sagt: „das Steinmetzleben war gar so hungerig“ und Jean Paul hält es für erlaubt: „hungriger Stolz“ zu schreiben (Unsere Loge 2, 57); Sander's in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache führt an: „der stoffhungrige Ruf der Lesewelt;“ „hungrige Seele“ (Psalm 107, 9). Ich meine, Sie dürften aus den angeführten Beispielen ersehen können, dass „hungrig“ nicht, wie Sie wohl glauben mögen, nur als Beiwort zu Benennungen concreter Subjecte, sondern auch als Beiwort für abstracte Begriffe gebraucht werden darf; wenn ferner der Stolz, die Seele, das Leben und die Geschwindigkeit hungrig genannt werden dürfen, so erwarte ich Ihre Erklärung, warum beim Worte „Mahnung“ dieses Adjectivum verpönt sein soll. Sie verstehen doch wohl, was mit dem Ausdruck gesagt sein will? Oder sollten Sie vielleicht die sonderbare Forderung aufstellen, ich müsse Ihnen den deutschen Schriftsteller namhaft machen, bei dem das Wort „hungrig“ mit „Mahnung“ verbunden wurde? In solchem Falle freue ich mich, Ihnen antworten zu dürfen, dass ich solches nicht thun kann; könnte ich das, so hätte man das Recht, mir sehr schlimme Vorwürfe zu machen, denn ich hätte damit ein Plagiat begangen. So lange Sie mit Adjectiven, wie „gut“ und „fromm“, „schlecht“ und „böse“ u. a. hantieren, brauchen Sie sich allerdings nicht darum zu kümmern, ob in der deutschen Literatur diese Worte in genau derselben Verbindung wie Sie sie anwenden, gebraucht worden sind — es sind eben Allerweltsworte, die Jedem zu Gebote stehen. Wenn Sie aber das Bestreben verstehen könnten, für einen eigenen, im schriftstellerischen Schaffen entstandenen Gedanken, statt des abgenutzten Kleides der conventionellen Alltagssprache einen eigenartigen, bildlichen Ausdruck zu finden, um jenen Gedanken dem Leser anschaulicher und lebendiger zu machen — dann würden Sie wissen, dass solche bildlich übertragene Wortverbindungen nur gebraucht

werden dürfen, wenn sie durchaus originell sind. Und man braucht sich wahrlich nicht weit in der deutschen Literatur umzusehen, um zu finden, welche grosse Rolle dieser Gebrauch der Beiworte in einem uneigentlichen oder übertragenen Sinne in den Werken unserer besten Dichter spielt und welche Zierden unserer Sprache auf diese Weise entstanden sind. Ich erinnere nur an: „zweifelnder Flügel“ (Schiller), „mädchenblasser Frieden“ (Shakespeare), „strohbedeckte und begnügte Stille“ und „frostige Warnung“ (Shakespeare), „fluthenkaltetes Wittwenbett“ (Heine), „krümmgeschliffene Worte“ (Heine), „Und die dummen Kerzen funkeln“, sagt ebenfalls Heine.

Aber von all' diesen Schönheiten ahnt Ihre Seele nichts — es ist ja auch Poesie. Ich würde nun wirklich gerne dabei sein, um mich an Ihrem Erstaunen und Ihrer Entrüstung zu weiden, wenn Ihnen einmal die „abstracten Beine“, das „mathematische Gesicht“, die „verschimmelten Hochgefühle“ und der „löschpapierene Eindruck“ zu Gesicht kommen sollten; alle diese Ausdrücke können Sie in Heines Harzreise, einer in Prosa geschriebenen Schrift von 123 Seiten bei einander finden. Aber ich glaube, das dürfte für diessmal genug sein — ich will Sie nicht überanstrengen. Es bleibt mir nur noch, kurz zu bemerken, dass falls Sie „Organismus“ für die Bezeichnung eines Dinges halten, dem keine geistige Eigenschaft zukömmt, was ich Ihnen für diessmal concediren will, die deutsche Sprache nach obigen Beispielen gleichwohl erlaubt, einem concreten Subject ein geistiges Beiwort zu geben, und ich daher schreiben durfte: „wohlgesinnter Organismus“, ebenso wie Ewald von „bängen Mauern“ spricht. Desgleichen können Sie aus obigen Beispielen ersehen, dass man einem Subjecte, das einen abstracten Begriff bezeichnet, ein sinnliches Eigenschaftswort beilegen kann; daher war es mir erlaubt zu schreiben „schnellfahrende Reiseerlebnisse“, ebenso wie „schnellschreitendes Jahrhundert“ (Schiller) und „fliehendes Jahr“ gestattet sind. Falls Sie sich über die beiden angeführten Arten der Metaphern näher zu unterrichten wünschen, so empfehle ich Ihren Mussestunden die treffliche Poetik von Rudolf Gottschall, in Breslau bei Trewendt erschienen.

Und diese vier Ausdrücke haben Sie in erster Reihe als stichhaltige Beweise anführen wollen, dass ich „auffälligste“ grammatische und logische Fehler begangen! und weshalb? weil sie Ihnen ungewöhnlich oder neu erschienen. Wehe den Dingen in dieser

armseligen Welt, die Hr. Johannes Lützens von der äussersten Spitze des Petri-Kirchenturms, unter dem grossen Hahn, nicht erblicken kann — was hinter jenem Horizont liegt, das hat kein Recht, zu existiren, das ist falsch und muss ausgerottet werden.

Auf der Seite 11 Ihrer Flugschrift wollen Sie Symptome „philosophischer und psychologischer“ Unbildung bei mir entdeckt haben. Ich glaube allerdings, dass viel guter Wille Ihrerseits dazu gehörte, um zu dem Postulat zu gelangen, eine Novelle, die einfache Erzählung einer Begebenheit, müsse in ihren Ausdrücken der Terminologie eines philosophischen Systems entsprechen, oder wissenschaftliche Präcision bei Schilderung von Seelenzuständen etc. beobachten. Dass Sie eine solche Forderung an eine Novelle stellen konnten, ist nur ein warnendes Beispiel dafür, wohin eine fromme Feder sich versteigen kann, wenn sie von der masslosesten Gehässigkeit sich leiten lässt.

Aber vergeblich spornen Sie Ihre gemarterte Phantasie an, einen Standpunkt zu erklimmen, von dessen Höhe Sie diese Novelle gründlicher verurtheilen könnten. Verlorene Mühe! der Beweis will und will Ihnen nicht gelingen. Was haben Sie da nur wieder vorgebracht? Der Satz: „es fehlte ihm jenes kleine Korn des Entschlusses“ verrathe „psychologische Unbildung“. Nun denn: „Korn des Entschlusses“ ist natürlich nur ein Bild; ich bin nicht etwa der Ansicht, dass alle Menschen lauter Sandkörner im Gehirne haben. Es fragt sich nun, ob man dieses Bild hier anwenden dürfe. Merken Sie auf, Herr Lützens! Der Professor der Philosophie in Halle, Johann Erdmann, schreibt in seinen wundervoll geistreichen „Psychologischen Briefen“, dass die geistige Thätigkeit, durch welche dem Deliberiren über die für und gegen einen Willensact sprechenden Gründe ein Ende gemacht wird: Beschliessen heisst. Dann fährt er fort: „Den zu dem Beschluss noch hinzutretenden Act nennt man Entschluss, und die Präposition „Ent“ weist treffend auf das Wesen des Sich-Entschliessens hin. Es besteht darin, dass der Wille sich wirklich gegen die Aussenwelt „auf-(ent)-schliesse“. (18. Brief). Nun, Herr Lützens, es wird Ihnen ja vielleicht bekannt sein, dass das Korn ein organisches Leben hat, dessen Aeusserung eben das „sich Aufschliessen“, das „sich Entschliessen“ ist. Weit davon entfernt, demnach zuzugeben, dass der Vergleich des werdenden menschlichen Willensactes mit einem Samenkorn ein „ungebildeter“ sei, bin ich vielmehr der Ueberzeugung, dass

dieser Vergleich Ihrem Einsehen, Herr Lützens, sich gänzlich entzogen hat. Ich erwarte auch sicher den Vorwurf Ihrerseits zu hören, dieser Vergleich sei zu schwierig, man könne ihm nicht folgen — aber Herr Lützens, wenn man etwas nicht versteht, muss man vor Aerger darüber doch nicht gleich mit „Unbildung“ um sich werfen. — Warum ist es Ihnen ferner anstössig, wenn man beim Menschen bildlich von einem „inneren Mechanismus“, der ihn zu diesem oder jenem befähigt, spricht: sagt doch der Uhrmacher mit vollem Rechte: „Bei dieser Uhr habe ich den Schlag-Mechanismus weggelassen“; aber da haben wir die Sache: der Ausdruck „Mechanismus“ ist Ihnen nicht falsch erschienen, weil er gegen sprachliche oder logische Gesetze verstösst, sondern weil Sie dahinter wieder verpönte ketzerische Ansichten wittern; „der Mensch, so rufen Sie, der ja vorschriftsmässig in Seele, Geist und Körper eingetheilt werden muss, wird hier, o Gräuel! mit einer Quiekpuppe, die einen inneren „Mechanismus“ hat, verglichen. Das ist offenbarer verdammenswerther Materialismus!“ — Ohne mich an dieser Stelle nun irgend veranlasst zu fühlen, vor Ihnen ein Glaubensbekenntniss abzulegen, möchte ich Sie doch ergebenst daran erinnern haben, dass wenn Sie Alle diejenigen, die in ihren Ansichten über den „Menschen“ von den Ihrigen abweichen, unter der Rubrik „Ungebildete“ in Ihren Büchern verzeichnen wollen, Sie zu ganz sonderbaren und überraschenden Resultaten über die in Europa herrschende Unbildung gelangen würden.

Ihre dritte „philosophische“ Aussetzung vermag ich mir nicht einmal dann zu erklären, wenn ich mich in Ihren Gedankenkreis zu versetzen versuche. Warum ich z. B. nicht soll sagen können: Sie seien ein Product der vergangenen Zeit, ich ein Product der heutigen Generation, bleibt mir, gestehe ich, unerfindlich. „Product der heutigen Zeit“ oder „Generation“ ist so sehr in den Sprachgebrauch übergegangen, dass ich eher fürchte, einen Gemeinplatz, als einen unstatthafter Ausdruck an dieser Stelle gebraucht zu haben.

Was Ihren Vorwürfen gegen meine Schreibweise an Beweiskraft abgeht, suchen Sie mitunter durch den getreuen Ausdruck Ihres bei der Lecture empfundenen Aergers zu ersetzen. Man könnte noch verstehen, dass Sie der Ausdruck „spirituale Temporalien“ unangenehm berührt hat, und ich beeile mich deshalb zu versichern, dass ich damit keinerlei versteckte Anspielung be-

absichtigt habe; aber wodurch der Satz, dass ein Schlafwaggon eine „grossartige Erfindung“ sei, Ihnen zu nahe getreten, ist gar nicht abzusehn. Oder sollten Sie den sleeping car als teuflische Erfindung des modernen Zeitgeistes in den Bann thun wollen? Ich kann Ihnen in solchem Falle verbürgen, dass in Deutschland sogar Kreuzzeitungsleser und ultramontane Herrenhausmitglieder ganz ohne Skrupel in den Schlafwaggonen fahren und dieselben sehr hoch schätzen; ein Nachbar von mir auf einer meiner letzten Fahrten in einem Schlafwaggon — er war sogar General-superintendent, und das sind Sie doch noch nicht, Herr Lütkens — dehnte sich behaglich in den Kissen und rief: „wahrhaftig, eine grossartige Erfindung!“ Denken Sie sich, solch ein gewissenloser Mensch!

Sie beanstanden „auf die Suche gehn“. „Suche“ ist der waidmännischen Sprache entlehnt und man sagt: „der Jäger geht auf die Suche“; indessen führt Dr. Daniel Sanders auch den Satz an: „auf die Suche von Künstlern gehn“. — „Verband“ halten Sie für falsches Deutsch. Haben Sie nie von einem „Buchdrucker-Verband“ gehört oder davon, dass man die Nordamerikanische Republik einen „Staatenverband“ nennt. „Es ist ein ganzes Naturschauspiel“ macht Sie wiederum stutzen. Ich muss da Ihrem Verständniss ein wenig nachhelfen und etwas weiter ausholen. Man sagt also in der deutschen Sprache: „das ist ein ganzer Mann, ein ganzer Kerl“, im Sinne von „ein vollkommener, tüchtiger Mann“. Das deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm weist nun auf den Unterschied hin, der darin besteht, ob ich sage: ein ganzer Berg, d. h. ein Berg, der ganz ungetheilt ist, oder ob es heisst: ein ganzer Berg (z. B. von Geld), wo natürlich vom Begriff des Ganzen, gegenüber seinen Theilen, nicht die Rede sein kann; ebenso eine ganze Weile, ein ganzer (wahrer) Klumpen Goldes. Wenn es also heisst „ein ganzes Naturschauspiel“, so will das nicht ein Naturschauspiel bezeichnen, das alle seine Theile beisammen hat, sondern ein „vollkommenes, prächtiges Naturschauspiel“. Dass ich Ihnen solche Dinge noch auseinanderzusetzen muss, Herr Lütkens! — Dass Menschen „Nüstern“ haben können, erscheint Ihnen nicht denkbar. Ich spreche selbstverständlich nicht darüber, ob der Ausdruck Ihnen gefällt oder missbehagt, sondern nur darüber, ob er in der Sprache erlaubt ist. „In den erweiterten und aufwärtsgezogenen Nüstern“ (des Laokoon) sagt Schiller: „das Haar gesträubt, die Nüstern weit vom Rin-

gen“ (Schlegel - Shakespeare). „Mir strömt ein Geruch in die Nüstern“ (Voss).

Sie haben mir viele und dürre Arbeit verursacht, Herr Lützens; jeden einzelnen Ihrer missmüthigen Einfälle habe ich widerlegen müssen; aber ich bin jetzt bald fertig. Kein einziger Punkt aus der langen Reihe Ihrer Beschwerden, auf die Sie Ihren Protest gegen mich, als Mitarbeiter der „Balt. Monatsschrift“, gründen, hat sich bisher als stichhaltig erwiesen, kein einziger hat Ihnen auch nur annähernd den Schein eines Rechts verliehen; mich wegen „auffälligster logischer und grammatischer Fehler“ zu verklagen. Nicht als ob es mir jetzt schiene, dass ich bewiesen habe, meine Novelle sei in untadelhaftem Deutsch geschrieben — ich bin selbst ganz anderer Ansicht — aber ich behaupte, dass Sie, Herr Lützens, mit den vielen bisher besprochenen Stellen Nichts zum Beweise der Fehlerhaftigkeit meines Styls beigebracht haben.

Was haben Sie nun an wirklichen Fehlern nach langem blinden Umhertappen auffinden können?

In Ihrer ganzen 16seitigen Flugschrift haben Sie zwei — sage zwei Fehler der Welt zu verkünden vermocht; es sind das erstlich: Im Gewühl der umherstehenden Reisenden etc., was in der That ein logischer Fehler ist; während ich Ihre hämische Bemerkung über „meine scharfsinnige Partition“ der Reisenden, Menschen und Kellner offen zurückweise — seit wann wäre es denn nicht mehr gestattet, in einer humoristisch gehaltenen (cf. Lachs und Sammlung von Plaids) Erzählung eines Reiseerlebnisses einen Scherz zu machen und Reisende wie Kellner als besondere Geschöpfe zu betrachten?

Der zweite Fehler besteht darin, dass ich „Jedenfalls ist's, dass“ statt „Jedenfalls ist es eine Thatsache, dass“ geschrieben habe. Mir scheint zwar, dass mein Ausdruck nicht gegen den Geist der Sprache verstösst, wenn ich mich an den bekannten Vers: „So ist's, mein Feldherr“ erinnere; aber wie gesagt, ich will diesen Ausdruck nicht vertheidigen.

Und diese beiden Fehler bilden das einzige Material, auf das Sie ihre erbitterte Anklage gegen mich erheben können, diese beiden Stellen sind die einzigen „sprachlichen Anstandswidrigkeiten“, mit denen Sie das masslose Wuthgeschrei rechtfertigen wollen, das Sie gegen mich in Land und Stadt erhoben haben. Selten wohl ist Jemand von seinem Feinde mit so energischem

Willen und mit so elend schwachen Beweisgründen angegriffen worden.

Man muss gestehen, dieser Bankerott in Ihren Beweismitteln hat seine komischen Seiten. Sehen Sie, wie das zugegangen ist. Sie lesen die Novelle, und fühlen Ihren höchsten Unwillen erregt — aus bekannten Gründen. „Dem verd— Ding muss man auf den Leib“. sprechen Sie zu Ihrer Seele. Da hören Sie von anderer Seite, vielleicht von einem lieben Mitbruder, das ketzerhafte Schriftstück enthalte auch sprachliche Unrichtigkeiten. Jetzt gehen Sie auf die Suche nach Fehlern; aber lieber Herr Lütkens, Ihre Spürnase in allen Ehren, diesmal haben Sie vor lauter Eifer kein Glück auf der Jagd gehabt, oder wenn ich mich eines Bildes bedienen soll, das Ihrem Ideenkreise näher liegt, Sie haben die Glocken läuten hören, aber Sie wussten nicht, wo sie hängen. Während Sie über die unschuldigsten Ausdrücke und Bezeichnungen wüthend herfielen, haben Sie einige wirkliche Sprachfehler, die in der Novelle vorhanden sind, nicht einmal entdecken können. Und schützen Sie nur jetzt nicht vor, diese Fehler gehörten zu denjenigen, die Sie „angestrichen noch im Vorrath“ behielten. Bei einer so urwüchsigen Grobheit, wie Sie sie zu entfalten sich fähig gezeigt haben, behält man wahrlich nicht seine besten Waffen im Sack.

Aber so geht es, mein Herr Johannes Lütkens, wenn man sein wahres Gesicht hinter einer Maske zu verbergen trachtet und die Kapuzinerpredigt mit litterarischen Floskeln verblümen will. Dann bricht der niedergehaltene Groll überall an den unrechten Stellen durch und raubt Ihnen jede ruhige Ueberlegung. Oder, was anders als nervöse Gereiztheit ist es denn, wenn Sie die Anfangsworte dreier Capitel meiner Novelle neben einander setzen, ohne nur mit einem Worte zu bezeichnen, was Sie daran zu mäkeln haben? Oder sollten sie vielleicht mich durch den Nachweis haben niederschmettern wollen, dass in den Anfangszeilen aller drei Kapitel das Wort „Es“ vorkommt? Wenn Ihnen die Sommerstage Musse zu derartigen Schnurren gewähren, so rathe ich Ihnen, doch sämtliche prosaische Schriften unserer Klassiker vorzunehmen und nachzuzählen, wieviel Capitel mit „Der, Die, Das“ und wieviel mit „Ein“ und „Es“ beginnen. Wenn Sie dann die Sammlung in diesem Sommer fertig gebracht haben, könnten Sie dieselbe vielleicht nach einem Jahre unter dem Titel „Stereotype Redewendungen in der deutschen Literatur“ veröffentlichen mit

hinzugefügter Erklärung, Sie sähen sich gedungen, einem schon lange fühlbar gewordenen Bedürfniss nachzukommen.

Ist es „sachliche Kritik“, oder ist es rein persönliche Antipathie, wenn Sie die „Werthlosigkeit der Production“ an der Fabel der Novelle darzuthun sich selbst erlassen und statt dessen die tiefsinnige Behauptung aufstellen, die Novelle sei in „widrigem Style“, auch inhaltlich genommen, abgefasst, während der gewöhnliche Sterbliche sich beim Worte „Styl“ doch nur etwas Formales denken kann.

Was halten Sie denn aber von einem Styl, der es fertig bringt, folgenden Satz herzustellen: „Einen Mann seiner Begabung — — aus lebendiger, persönlicher Anschauung der Verhältnisse und Zustände heraus reden zu hören, über welche er spricht, hat immer etwas besonders Anziehendes“ (S. 7). Reden Sie sich da nicht vielleicht selbst aus der deutschen Sprache heraus, über die Sie reden?

Zuweilen ist der Ton, in dem Sie „sachliche“ Kritik vortragen wollen, in seinem infallibeln Selbstbewusstsein wahrhaft nur einen Schritt vom Erhabenen entfernt. Sie sagen ganz naiv: Sie könnten an der Gräfin in der Novelle „keinen Gefallen finden,“ „ihr keinen Geschmack abgewinnen“ — aber wissen Sie bester Herr Johannes Lützens, der K—k mag da Novellen schreiben, wenn man nur solche Personen handelnd auftreten lassen darf, die E. H. W. Wohlgefallen erregen. Es ist ja nicht einmal Bedingung, dass in einem Roman oder einer Novelle irgend eine der dichterischen Figuren die Sympathie irgend Jemandes zu erwecken fähig wäre — in den besten Erzählungen Turgenjeff's findet man keinen einzigen „Helden“ in diesem Sinne des Wortes, ohne dass dieser Umstand dem Werth der Novelle den geringsten Abbruch thäte. Aber Sie verlangen sogar, dass die Novellenfiguren gerade Ihnen durchaus gefallen müssten — — verbergen Sie doch wenigstens Ihre phänomenale Arrogance ein wenig, wenn Sie dieselbe schon ebenso wie Ihre „Meinung“ „nicht los werden können“ — hübscher Ausdruck: ich kann die Meinung nicht los werden (S. 8) — behandeln Sie Ihre Meinung immer, wie einen Schnupfen, oder eine Krankheit, die Sie nicht los werden können?

Sie scheinen in der That selbst eine unbestimmte Empfindung gehabt zu haben, dass es mit der Stichhaltigkeit Ihrer Beweisführung gegen mich etwas schlimm bestellt sei, und Sie haben sich demgemäss nach einem Mittel umgesehen, um diesem Mangel abzu-

helfen. Erfindungsreich und dabei ein Feind langer Raisonnements, wie Sie zu sein scheinen, haben Sie diese Hülfe gefunden — in dem kurzen Wörtchen: sic! Sobald ein Ausdruck das Unglück hatte, Ihnen zu missfallen, so setzen Sie ohne eine Begründung, ohne die geringste Erklärung hinzuzufügen, einfach das Wörtchen sic! hin — da kann sich eben Jeder denken, was er will. Auf drei Seiten (10—12) haben Sie diese ergiebige Erfindung nicht weniger als sieben Mal zu verwerthen gewusst; ich gestehe, dass mir eine einfachere und mühelosere Art der Kritik noch nicht in der Praxis vorgekommen ist. Wozu beweisen, erwägen, Bücher nachschlagen etc. — man schreibt einfach sic!

Ich, Johannes Lützens, sic!

Sage, dass das falsch ist, sic!

Da diese Beweisführung offenbar doch auf eine sehr populäre und allgemein verständliche Darstellungsweise berechnet ist, so wäre es wohl gerathener, statt des lateinischen und immerhin mit einem gelehrten Schimmer behafteten sic! doch in allen solchen Fällen lieber das Berliner Au! hinzusetzen, und so auch dem ungelahrten Publikum einen Genuss zu verschaffen.

So beweisen Sie „sachlich“ Herr Johannes Lützens — sic! doch halt, dass ich's nicht vergesse — Sie wenden auch noch andere Mittel, und diessmal sehr wirksame, im dialektischen Kampfe gegen mich an. Der Ausdruck „Lustige Brüder“ kommt in meiner Novelle nirgends vor; dennoch setzen Sie ganz unverfroren die bezeichneten Worte in Anführungszeichen, und verbinden Sie mit einem Satze, den ich nie geschrieben: „Die Goethe und Schiller langweilig finden“, wobei Sie das Wort „langweilig“ wieder in Anführungszeichen setzen. Das Publikum muss natürlich glauben, Sie citirten diesen Unsinn aus meiner Novelle. Nirgends steht in meiner Novelle, dass irgend Jemand nach „erschöpfendem Genuss des Lebens“ trachtet; dennoch insinuiren Sie mir auf S. 11 diese Aeusserung; dann erdichten Sie die Worte „je ungenirter, um so schöner“ und setzen Sie in Anführungszeichen mitten unter die wirklich meiner Novelle entlehnten Citate; ferner behaupten Sie ganz unverhüllt, ich hätte mir das Zeugniß ausgestellt, ich sei „kein geschworener Ritter der Moral“, während diese Worte doch in Wahrheit eine der Personen meiner Novelle in einem Dialog, also unter bestimmten Umständen, ausspricht.

Sagen Sie, Herr Lützens, was verdienen Sie eigentlich als Antwort auf solche I—eichtsinnige Ver—drehungen zu hören? —

Wollen Sie mir vielleicht erwidern, dass Sie ja mit meiner Bekämpfung ein gutes Werk im Auge gehabt, und dass es da auf die Mittel nicht ankäme? — „Das Parfum“, das sich von diesem Ihrem Verfahren loslöst, ist derartig, dass ich nicht näher auf diese Materie eingehen will: ziehen Sie hin in Frieden!

In dem eigenthümlichen Schlaglichte, das Ihre Angriffsmethode auf Sie wirft, offenbaren Sie noch eine andere bemerkenswerthe Eigenschaft. Wenn mir beim Niederschreiben jener Novelle zuweilen Bedenken gekommen waren, ob diese oder jene Scene vielleicht Anstoss geben könnte, so hatte ich in dem Bewusstsein, dass ich nirgends ein verletzendes oder unschickliches Wort gebraucht hatte, mich mit der Hoffnung getröstet, dass ja der Leserkreis der „Balt. Monatsschrift“ ein gewählterer und höher gebildeter sein würde, als dies durchweg bei den Tagesblättern der Fall sein kann, dass es daher schwerlich zu befürchten wäre, dass ich auf irgend Jemand einen schädlichen Einfluss üben könnte durch eine Erzählung, die in der fremdländischen Literatur eine ganz alltägliche Erscheinung sein würde. Aber ich hatte dabei einen Umstand ausser Acht gelassen. Ich hatte vergessen, dass es auch in der hochgebildeten Gesellschaft Leute giebt, die sich nicht nur berufen glauben, mit tactlosem Finger auf Alles, was irgend anstössig sein kann, aufmerksam zu machen, sondern die auch die Fähigkeit besitzen, einen schlüpfrigen Sinn dort herauszufinden, wo bisher Niemand, am wenigsten der Autor, einen solchen vermuthet. Wenn Sie, Herr Lütkens, bei dem von einer Dame über Leopold abgegebenen Urtheile, (S. 83 d. Nov.), er sei ein Mann, der unfähig wäre, je ein Unrecht zu thun, dazukommentiren, sie habe diese Worte in „wehmüthiger“ „Rückerinnerung“ an eine frühere Scene gesagt, so mögen die von Ihnen citirten „lustigen Brüder“ Sie um den extraordinären Genuss beneiden, den Sie aus einer für andere Leser gänzlich unverfänglichen Stelle zu ziehen vermögen und Sie beweisen durch diese Interpretation nur, dass Ihnen, Herr Lütkens, in der That jene Scene in unauslöschlicher Erinnerung geblieben ist. Und das Alles — diese gehässigen, tendenziösen oder kleinlichen Angriffe, diese Ihrer Stellung so seltsam anstehenden Winkelzüge und Verdrehungen, diese Musterstücke eines Spürens nach schmutziger Zweideutigkeit — das nennen Sie, Herr Lütkens, eine Ihnen „abgenöthigte Meinungsäusserung“. —

Es ist freilich schlimm, erschrecklich schlimm, wozu der Mensch durch „Noth“ getrieben werden kann!

Aber ich muss mein „Interesse für die Aneignung des von Ihnen Gebotenen“ — wie Sie sich so gefällig und ohne alle Schwerfälligkeit ausdrücken — noch weiter fortsetzen. Nach Beendigung Ihrer kritischen Streifzüge haben Sie sich „letztlich“ nicht enthalten können, auch etwas über Politik zu schreiben. Zu grösserer Bequemlichkeit verändern Sie zunächst den Satz der Rig. Zeitg. „Es giebt sicher bei uns im Einzelnen Vieles zu reformiren, wie es Vieles und Grosses zu conserviren gilt“ (Nr. 160) in „so reformbedürftig auch im Einzelnen gar Vieles bei uns sein mag, es doch im Ganzen noch viel mehr und Wichtigstes zu conserviren gilt“ — auf genaues Citiren scheinen Sie nicht viel zu halten — und meinen dann, ich hätte in der Vorrede zur Balt. Monatsschrift Nichts vom Conserviren gesprochen. Diese Ansicht ist Ihnen vermuthlich daher erwachsen, weil Sie auch in der Vorrede nach „formalen Mängeln,“ die Sie jetzt gütigst mir zu verschweigen vorgeben, gesucht haben, und so auf den Inhalt des Artikels weniger Aufmerksamkeit verwenden konnten. Anderenfalls hätten Sie wohl bemerken können, dass ich S. 2 von dem Unterschiede des Wesentlichen und des Aufgebenswerthen in unseren Institutionen gesprochen habe. Jedoch läugne ich durchaus nicht, dass ich die Befürchtung hege, dass Vieles, was Ihnen als wesentlich in unseren bestehenden Einrichtungen ans Herz gewachsen ist, mir im höchsten Grade aufgebenswerth erscheinen dürfte.

Um so mehr freue ich mich, in folgendem Satze völlig mit Ihnen übereinstimmen zu können. Mit rührender Bescheidenheit bekennen Sie, dass Ihnen für den Satz: „Reorganisation derjenigen Zustände, die dem heutigen Zeitgeiste nicht mehr entsprechen“ die Natur jedes Verständniss versagt hat. Ich acceptire das vollständig und muss Ihnen anvertrauen, dass ich eine so überraschende Offenheit von Ihnen gar nicht erwartet hatte; mit wahrhaft genialem Griff haben Sie, Herr Lütkens, sich selbst entpuppt. Aber Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit! ich habe es schon immer von Ihnen gedacht, dass es Ihnen einigermaßen schwer fallen müsse, mit dem heutigen Zeitgeist sich zurechtzufinden.

Da Ihnen nun beim Vernehmen des Wortes: Zeitgeist ganz inhaltsleer zu Muthe wird und Ihnen dabei allerlei aus der

Erinnerung in den Ohren tönt, was Sie dann sofort niederschreiben, so kann es gar nicht wundernehmen, dass diese Citate in ungenauer Fassung und in unrichtiger Anwendung zum Vorschein kommen. Erstlich schreibt Göthe nicht, wie Sie den Dichter emendiren:

Was Ihr den Geist der Zeiten heisst,
Das ist am End' der Herren eigner Geist.

sondern:

Was ihr den Geist der Zeiten heisst,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist.

— falsches Citiren scheint nun einmal Ihre eingewurzelte Gewohnheit zu sein — und zweitens lässt Göthe diese Worte durch Faust Wagner gegenüber sprechen, als Letzterer das Vergnügen rühmt, aus alten Urkunden und Quellen die Vergangenheit zu studiren und sich in den Geist jener entschwundenen Zeit zu versetzen. Darauf antwortet Faust eben, dass solche Leute, wie Wagner, ganz unfähig wären, den fremden Geist anderer Zeiten zu erfassen, weil sie Alles aus ihrer subjectiv gefärbten Brille ansähen. Nun wenden Sie doch das Göthesche Wort, Herr Lütkens, an aber ohne willkürlich zu interpretiren!

Wer bietet mehr Bürgschaft, dass er den heutigen Zeitgeist wirklich erfasse und würdige, Sie, Schirmherr und Lobsänger der Vergangenheit oder wir Söhne der heutigen modernen, von Ihnen geschmähten Zeit? Sprechen Sie nur zum Zeitgeiste: Ich kenne dich nicht, du bist mir ein inhaltsleerer Schemen. Der Zeitgeist fragt nicht darnach, ob man ihn anerkennt oder verläugnet, er geht ruhig seine Bahn und weiss, dass er doch der Stärkere ist, dass er zuletzt siegen muss — denn ihm gehört die ganze Zukunft!

Sie schliessen mit dem Versprechen, Sie würden, wenn der Zeitgeist zu arg zu „rumoren“ anfangen sollte, Ihre Stimme gegen ihn laut werden lassen. Ich will Ihnen darauf mit einem Spruche Martin Luthers, dieses Urhebers unserer ganzen modernen Geistesfreiheit, antworten. Sein Wort mag noch heute Anwendung finden:

Wahrheit hat allzeit rumort und die falschen Lehrer allzeit „Friede!“ gesagt.

